

» Studium Fundamentale «

Hausarbeit Japan & Ich

Vor etwa vier Jahren habe ich etwas für mich sehr Prägendes unternommen. Ich entdeckte eine andere, für mich fremde Kultur und ging zum ersten Mal für längere Zeit von zu Hause weg. Diese Arbeit soll endlich dazu dienen, immer Gewolltes zu verschriftlichen und aus der Distanz (zeitlich wie auch örtlich) über das Vergangene zu reflektieren.

Im Juli 1998 brach ich gen Asien auf. Es war meine erste große Reise, bisher hatte ich nur den europäischen Kontinent besucht und mich im westlichen Kulturkreis bewegt. Die Flugzeugtür öffnete sich, und gleich stieß mein japanischer Nachbar aufgrund der das Flugzeug nun erfassenden Hitzewelle ein „Muschiatzui desu ne!“, gefolgt von mehreren „Atzui!“. Meine Versuche, sich der japanischen Sprache zu nähern waren anscheinend von Erfolg geprägt, konnte ich ihm doch ein fachmännisches „So desu ne!“ entgegensetzen, das er mit einem herzhaften Lachen beantwortete.

Der erste Kontakt gestaltete sich so gar nicht wie ich es erwartet hätte. Die einschlägige Reiseliteratur beschrieb den Japaner als überaus höflichen, zurückhaltenden Zeitgenossen, mit dem Verständigung nur schwer möglich ist. Drückt er doch nur selten seine Meinung in klarer Sprache aus, stattdessen aber in versteckten Andeutungen.

Nicht dass nicht noch unzählige Beispiele selbiges bestätigten, der erste Eindruck war aber ein anderer. Wahrscheinlich weil wir uns auf Smalltalkniveau bewegten konnten wir uns verständigen, ein kleines Gespräch entwickelte sich und ich konnte einen großen Teil meiner Befürchtungen über Bord werfen.

Trotzdem blieb der Aufbruch ins Ungewisse. Meine wirklichen Gründe nach Japan zu gehen sind mir bis heute nicht ganz klar. Natürlich, eine gewisse Faszination verspürte ich immer für diese ganz andere Kultur, die geschlossen und in sich ruhend wirkte. Vielleicht brauchte ich nun endlich das Andere, nach achtzehn Jahren im beschaulichen Münster. Nach Sprachkursen, Lesen der einschlägigen Literatur und der Kontaktaufnahme mit der japanischen Gemeinde in Münster war mir klar, dass ich dieses Land nun besuchen und erleben musste.

Das Zusammentreffen mit meiner Gastfamilie gestaltete sich dann mehr als herzlich. Gleich zu Anfang wurden die Rollen verteilt: ich als Deutscher müsse natürlich Bier zum Mittagessen trinken, und die Sache mit den Stäbchen wurden geschickt dadurch umgangen, dass meine Gastfamilie ein französisches Restaurant aussuchte. Besonderes Augenmerk wurde auf meine Einschätzung der Qualität des japanischen Bieres gelegt. Nicht aus falscher Höflichkeit, sondern weil es wirklich den Tatsachen entsprach, lobte ich das „Asahi“ in höchsten Tönen. Eine Einschätzung, die bei fast allen Besuchen den Freunden mitgeteilt werden musste.

Damit hatte ich aber auch etwas erfahren, das sich laufend durch den Aufenthalt zog: Rollen spielen, Klischees bedienen. Ich hatte das Gefühl, meine Familie verlangte es von mir, erwartete es, baute es doch Unsicherheit ab, ja schuf es klare Erwartungen. Die Unsicherheitsabsorption, die sich auch bei mir ergab und mir sicher auch half, stand gegen eine gewisse Selbstverleugnung. Oft fragte ich mich, wer ich denn nun sei, was mich ausmachte, und das Nichteingebettet-Sein in die gewohnte soziale Umgebung war sicherlich das auslösende Moment.

Sehr sonderbar war es für mich, sich über die Nationalität zu identifizieren. Ich hatte diese noch nie für wichtig empfunden, sie gab es eigentlich für mich auch nicht. Ich wollte mich immer europäisch fühlen, und doch entwickelt man in der Ferne ein anderes Verhältnis zur Nationalität. Ein Grund liegt sicherlich darin, dass man laufend von der Umwelt auf dieselbe hingewiesen wird. „Kore wa Doitsu desu ne!“ (Er ist Deutscher) - wie oft hörte ich diese Vorstellung, und wie wichtig

war sie auch, um mich aus dem „Gaijin“-Status (einfacher Ausländer, vielleicht sogar Amerikaner) herauszulösen. Plötzlich bekam man Anerkennung für Dinge, für die ich eigentlich nichts konnte, für die ich nichts geleistet hatte (Mercedes, Autobahn, Zeiss Jena). Und doch ging es um mehr als Oberflächlichkeiten, Leere wurde gefüllt. Plötzlich wurde mir Schwarzbrot wichtig, und plötzlich erzählte ich meiner Gastfamilie etwas in Deutsch, brachte ihnen ein Lied bei, damit sie den Klang der deutschen Sprache nachempfinden konnten.

Sicher lässt sich über Sprache schnell Identität herstellen. Wie fremd fühlt man sich in Ländern, deren Sprache man nicht versteht. Und wie schnell findet man Orientierung und Erwartungssicherheit in gleichen Sprachräumen. Nun hatte ich drei Jahre Japanisch gelernt. Und trotzdem gestaltete sich Kommunikation ganz anders als erwartet.

Europäer und Amerikaner finden sich schnell in der Klischeerolle des barbarischen Westlers wieder, da sie ihre Art zu kommunizieren auf den japanischen Kulturkreis übertragen. Unglaublich viele Dinge werden im Japanischen jedoch über die Ebene des Non-Verbalen abgewickelt, Sprache dient eher des Herstellens einer harmonischen Stimmung. Von mir erforderte dieses eine dauernde Aufmerksamkeit, war ich es nicht gewöhnt, und war ich doch auch darauf aus, nicht den Elefanten im Porzellanladen zu spielen. Unerschließbar blieben mir die verschiedenen Höflichkeitsformen und der situationsgebundene Gebrauch von Wörtern, die Entscheidungen präjudizierten - dafür war mein Japanisch einfach zu schlecht. Ich benutzte immer die höchste Höflichkeitsform, was von Zeit zu Zeit Belustigung hervorrief. Irritiert fragte ich nach, ob es unpässlich sei, solche Wendungen zu benutzen (insbesondere die Essensfloskeln hatte man uns eingebläut, also benutzte ich sie mit Freude). Ich erntete jedes Mal ein belustigtes Lachen, und die Alarmglocken schrillten. Wollte man mir nun aus der Situation heraushelfen, indem alle kicherten? Aus persönlichen Berichten von Berufstätigen in Japan wusste ich, dass derartige Reaktionen im Kontext eines Teams Fehler überspielen sollen. Verunsichert blickte ich beim ersten Mal in die Runde, auch Takeshi, der jüngste mit sechs Jahren und mir überaus wohl gesonnen stimmte in das Gelächter mit ein. Später erfuhr ich, dass die Form sehr höflich klingt, fast zu höflich, und man sich lediglich über meine sprachliche Gewandtheit erfreute.

Wenn ich mich auch im sprachlichen Bereich auf unsicheren (und wohl nie völlig erschließbaren) Terrain bewegte, konnte ich doch sehr wohl auch die kleinsten Regungen im Gesicht und in der Körpersprache des anderen wahrnehmen. Und das ist auch zwingend notwendig. Ein „Ja“ im Japanischen heißt noch lange nicht Zustimmung zum Gesagten, sondern lediglich dass das Gegenüber das Gesagte verstanden hat. Meine Frage, ob wir nicht gleich zum Einkaufen in einen Drogeriemarkt fahren könnten, beantwortete meine Gastmutter mit einem „Hai“, ich wartete nicht die weitere Reaktion ab sondern stürzte nach oben um mich umzuziehen. Unten wieder angekommen fand ich meine Gastmutter an der gleichen Stelle vor, nicht ausgehertig. Nach einigen Sätzen war klar, dass das Auto vom Vater mitgenommen ward und der Zweitwagen in der Inspektion verweilte. Nach Erlebnissen dieser Art wusste man die kommunikativen Situationen besser einzuschätzen und war hochgradig sensibilisiert.

Die Sprache war und ist für mich immer ein Faszinosum gewesen, auch ein Grund warum ich nach Japan ging. Japanisch gilt als schwierigste Sprache der Welt, weniger aufgrund der grammatischen Strukturen als aufgrund des komplizierten Schriftsystems und der sprachlichen Höflichkeitsebenen. Als Kind hatte ich mir schon kalligraphische Poster ins Zimmer gehängt und trug T-Shirts mit japanischen Kanji. In meinem Japanischkurs erntete ich belustigte Reaktionen - das Zeichen bedeutete ‚Revolution‘ und man fragte mich, was ich denn in Japan nun vorhätte. Solche Erlebnisse haben mich vorsichtig werden lassen, Ernsthaftigkeit sollte naive Oberflächlichkeit ablösen, und durch das Lernen der Kanji (zu meinen Höchstzeiten etwa 500) verblasste auch etwas von der unbedingten Faszination. Doch zu sehen, wie einzelne Radikale immer wiederkehrten und zumindest eine ungefähre Einordnung erlaubten, und sich irgendwo ein Schließen des Systems ergab, ein vermeintliches Verstehen, ließ doch ein befriedigendes Gefühl zurück. Um eine Zeitung lesen zu können sind etwa die Kenntnis von 2.000 Kanji vonnöten, dieselben werden den Schul-

kindern in Päckchen von ca. 150 pro Schuljahr beigebracht. Dabei geht es um wirkliches Auswendiglernen - ein tieferes Verständnis benötigt man dafür nicht.

Wir Deutsche haben auch für ein paar Wörter Pate gestanden: ideologii (Ideologie), noiroze (Neurose) und natürlich das alltägliche arubeito (Arbeit, jetzt eher Job). Letzteres zeichnet ein für die Japaner passendes Bild von Deutschland in der japanischen Gesellschaft. Deutsche Tugenden wie Pünktlichkeit, Fleiß, Qualitätsdenken werden uns zugeordnet.

Nun ist es nicht allzu lästig, laufend auf dieses hingewiesen zu werden, gepaart mit den großen deutschen Unternehmen, die die „Made-in-Germany“-Qualitätsmerkmale geprägt haben. Schwieriger wird es, wenn sich solche Zuordnungen auf Gesellschaft im Allgemeinen und die deutsche Geschichte im Speziellen beziehen. Bei meiner Sayonara-Party in Yokkaichi stand ein 90-jähriger Herr auf, zeigte den Hitlergruß, erklärte warum Hitler einer der größten Staatsmänner der Weltgeschichte sei und lobte die Deutsch-Japanische Verbrüderung im zweiten Weltkrieg, um dann über seine Erlebnisse in chinesischer Kriegsgefangenschaft zu berichten. Dieser Mann war ein hochangesehener Senator der Stadt und bestimmt nicht im hohen Maße nationalistisch geprägt. Trotzdem blieb natürlich ein riesiges Unbehagen zurück. In der Situation durfte ich meine Abscheu nicht zeigen - es wäre ein großer Fault Pas gegenüber meiner Gastfamilie gewesen und wäre bei dem Senator auch eher vergebliche Liebesmüh gewesen. Trotzdem konnte ich später im Kreise meiner Gastfamilie das Erlebte thematisieren und reflektieren. Während für uns Deutsche der Kristallisationspunkt für alles Böse Ausschwitz ist, ist es für die Japaner nicht Nanying. Es ist Hiroshima. Sie lehnen den Krieg und diese Zeit ab, aber aufgrund der Erfahrung, selber Leid erfahren haben zu müssen, nicht aufgrund der Einsicht, Leid über Abermillionen Menschen in einem Invasionskrieg gebracht zu haben.

Zu meiner Zeit in Japan gab es alleine zwei Gedenktage, an denen der Opfer von Hiroshima gedacht wurde. Erstaunlich war es für mich auch, einen Bericht in der englischsprachigen ASAHI-Shinbun zu lesen, in der ein amerikanischer Senator Japan auf die deutsche Geschichtsbewältigung als leuchtendes Beispiel aufmerksam machte - und das, bevor die Zwangsarbeiterregelung unter Dach und Fach war.

In vielen anderen Bereichen dagegen tut sich Japan nicht schwer, Best-Practise-Vorbilder in ihre Kultur zu übernehmen. Für mich war es oft erschreckend, wie die Verwestlichung Einzug in das japanische Alltagsleben hielt. So hatte meine Gastfamilie ein typisches japanisches Haus, im Erdgeschoss zur Hälfte ein Wohnzimmer nach traditioneller japanischer Sitte mit Tatami ausgelegt und einem Familienschrein. Auf der anderen Seite befand sich ein nach westlichen Maßstäben eingerichtetes Wohnzimmer mit Fernseher, dunklen Möbeln und Plastikstuck an den Wänden. Der Lebensmittelpunkt war natürlich im westlich eingerichteten Wohnzimmer zu suchen, der traditionelle japanische Teil diente als Lager (!) für die Ernte des eigenen Reisfeldes. Nun fühlte ich mich eigentlich sehr viel wohler in diesem Teil des Hauses, die Familie lebte aber ausschließlich im westlich eingerichteten Teil. Laufend lief der Fernseher, und das Programm war noch schlimmer als das deutsche (oder genauso schlimm, weil teilweise Spaß-Konserven des deutschen Privatfernsehens aus den frühen 90er Jahren liefen). Beim Durchzappen fiel auf, dass kaum eine Sendung ohne eine verkleidete Person auskam, sei als Marienkäfer oder auch mit einem Hundehaufen auf dem Kopf. In alten amerikanischen „Notruf“-Folgen wurden die Reaktionen der Zuschauer eingublendet. Ansonsten lief rund um die Uhr, insbesondere bei den Mahlzeiten, Baseball, Japans Sport Nummer eins. Nun hätte man Kendo, Sumo oder Bogenschießen erwarten können. Aber war es nun nicht an mir meine Vorurteile abzubauen und meine innere Ablehnung der schlecht imitierten Kultur abzulegen?

Mein Gastvater deutete mir einmal, dass es am nächsten Morgen ein Abenteuer zu bestehen gälte, ich sollte mich auf ein frühes Aufstehen gefasst machen. Morgens um kurz vor sechs Uhr erschalte dann eine Sirene über die Nachbarschaft, und ging es an „La di o Les son“. Ich erwartete etwas Großes, eine Zen-Meditationsgruppe, auf jeden Fall etwas typisch Japanisches. Wir bewegten uns gen des großen Gemeindeplatzes, der zu meinem Erstaunen voller Schulkinder war. Erwachsene standen nur am Rand, und in der Mitte war etwas aufgebaut. Es stellte sich als Akku-Radio heraus. Man schaltete es an, eine Stimme erklang, und forderte unter Musikuntermahlung zur Bewegung auf. Die Amerikaner hatten die Veranstaltung eingeführt, heute diente sie der

ganzen Gemeinde zum Frühsport, besonders für die Schulkinder interessant, sie konnten hier in den Ferien Sport-Punkte sammeln.

Das Gefühl, dass die Japaner etwas sehr wertvolles aufgegeben haben, blieb. Auf der anderen Seite haben die Japaner es immer verstanden, Best-Practise-Vorbilder mühelos in ihre Kultur zu integrieren. Neben den oft zitierten Übernahmen der Schrift (Kanji/Hanzi aus China) und der Religion (der Buddhismus aus Indien) schien für mich die mühelose Übernahme von Verwaltungs- wie Wirtschaftsorganisation in der Meiji-Zeit des vorletzten Jahrhunderts beachtenswert zu sein. In dieser Zeit der Offenheit kopierten die Japaner eklektisch alles, was ihnen von Vorteil schien. Japan wollte mit den westlichen Mächten gleichziehen, es ergibt sich eine frappierende Ähnlichkeit mit der Situation in Deutschland und seinem Sonderweg. Wie Deutschland glitt auch Japan in den Militarismus und übersteigerten Nationalismus ab, um nach dem Kriege Aufbauarbeit leisten zu müssen. Erst Ende der sechziger Jahre erlebte Japan seinen Aufschwung, zuerst mit Massenproduktion und Stahlverarbeitung, dann durch Imitation von westlichen HighTech-Produkten. In der Lebensspanne einer Generation wuchs Japan zur wirtschaftlichen Supermacht, stieg es zur zweitgrößten Industrienation der Erde auf. Hierfür einfache Gründe zu finden ist sicherlich so vorurteilsbeladen wie das Bild Deutschlands in Japan. Neben den institutionellen Rahmenbedingungen kann man aber Bewunderung für eine Nation der Workaholics finden, die aus Raum- und Rohstoffknappheit eine Tugend machte. Immer wieder war ich ob der Schilderungen meiner Freunde erstaunt, die in Japan arbeiteten. Es wurde erst Feierabend gemacht, wenn auch wirklich jeder der Gruppe seine Arbeit beendet hatte, auch wenn man so drei Stunden mit Däumchen drehen beschäftigt war. Ich erlebte ein anderes Verständnis von Gemeinschaft, von Gesellschaft im allgemeinen. Harmonie und Konsens stehen in diesem Gesellschaftsmodell im Mittelpunkt, nicht wie gerade in Witten praktiziert Diskurs und tolerierter Dissens. Etwas Besonderes war es, die Gemeinschaft zu erleben. So ist zum Beispiel das soziale Netz in Japan eher schwach ausgebildet. Soziale Aufgaben werden verstärkt nachbarschaftlich und subsidiär gelöst. Die soziale Verantwortung und der Dienst in der Gemeinde gehörte zum Tagesalltag, sei es eine Abfalleinsammelaktion über Blutspenden bis hin zur Betreuung von Senioren. In der kurzen Zeit war es sehr schwer eine immanente Perspektive einzunehmen. Ich war allein schon durch mein Aussehen in die Rolle des Ausländers, manchmal des Hilflosen gezwungen. Ein wirkliches Erfahren von japanischer Arbeits- und Entscheidungsweise war mir so nicht vergönnt. Ich bin selber ein Mensch, der sich schnell Gruppenzwang entzieht und sich auf diesem Wege außerhalb von Gruppen stellt. Im Kollektiv zu handeln ist für mich eine sonderbare Vorstellung, sich selber zurückzustellen, nur um der Gruppe wegen, wenn doch der individualistische Lebensentwurf möglich ist. Trotzdem kam beim Beobachten der Gruppendynamik manchmal ein Gefühl von Wehmut auf, von Sehnsucht nach Geborgenheit.

Ein Erlebnis ganz anderer Art war für mich immer wieder der Toilettenbesuch. Hier ist nicht das traditionelle japanische Klosett gemeint, das im Prinzip aus einem Loch in der Mitte des Raumes besteht. Nein, es geht um HighTech-Produkte. Um technische Meisterwerke, multifunktionelle Alleskönner, kurzum: es ging um das neue Japan. Im Nachbarhaus meiner Gastfamilie aktivierte sich das Toilettensystem über Lichtschranken. Musik erklang und eine Toilettenbeleuchtung schaltete sich ein. Die Toilette in unserem Haus war nicht ganz so feudabel, immerhin aber mit dem japanischen Standard ausgerüstet. Der Toilettensitz ist vorgewärmt, via Fernbedienung kann man verschiedenste Düsen und deren Stellungen aktivieren, ein Fön trocknet die betroffenen Körperstellen. Filter verhindern das Verbreiten von unangenehmen Gerüchen, eine von mir benutzte Toilette nahm sogar den Blutdruck während der Benutzungszeit automatisch ab. Immer wieder fragte ich mich, warum wir uns in Deutschland nicht einen solchen Luxus gönnen - und warum ich nicht selber diese Toilettenaccessoires (damals ca. 200€, in Deutschland nicht unter 1000€ zu haben) importiere.

Das war das neue Japan, technologieorientiert und innovationsgetrieben. Zielsicher im Aufspüren von Trends, und dabei eine gewisse Spielsucht bedienend. Obwohl ich sonst bei Themen um Computer- und Technologieentwicklungen Feuer und Flamme bin, interessierte ich mich kaum während des Aufenthaltes für diese Seite des Landes.

Neben den ganzen touristischen Highlights, den vielen Tempelbesuchen (es müssen an die 50

gewesen sein), neben der Fremdartigkeit und dem Sonderbaren war ich doch vor allem auf mich selbst zurückgeworfen. Wenn ich auch viele Dinge sehen und erleben durfte, fast alles spiegelte ich auf mich zurück. Und ich fand sehr viel Positives und Übernehmenswertes, im Verhalten und im Umgang miteinander.

Als ich dann nach Hause flog erlebte ich meinen Kulturschock. Anscheinend ist dieses aber normal, ich habe es von vielen Japan-Rückkehrern gehört. Wenn ich mich in Japan in großen Menschenmassen nie fürchten musste und ich wie von Zauberhand durch die Menge gleiten konnte, ohne auch nur mit einem Menschen in Körperkontakt zu treten, war dieses in Münster ganz anders. Kurz nach dem Aufenthalt fing das Semester an, und ich erlebte die Ellenbogen, um noch einen Platz im völlig überfüllten Audimax zu erhaschen. Ich war erbost ob der derben, direkten, konfrontativen Umgangsformen, und vieles ist davon auch noch heute bei mir hängen geblieben. Aus heutiger Sicht sehne ich mich manchmal nach diesem respektvollen Umgang im Miteinander, den ich in Japan erlebt hatte. Ich erwische mich oft dabei, die Art und Weise wie man kommuniziert im Gespräch zu überdenken, versuche dann selber Signale zu setzen. Vor allen Dingen versuche ich aber in meinem Gegenüber, in seiner/ihrer Körpersprache, der Mimik, aber auch im Inhalt Hinweise auf die eigentliche Absicht oder nicht ausgedrückte Gefühle zu erhalten. Mit anderen Worten: Japan hat im Zusammenhang mit Kommunikationsakten zu einer ungeheuren Sensibilisierung geführt.

Auf der anderen Seite erlebe ich sehr viel bewusster ein subjektives Freiheitsgefühl. Ich hasse es unter Gruppenzwang zu stehen und suche in solchen Situationen die Flucht. In Japan selbst ist es mir nie so aufgefallen (da ich ja auch kein Mitglied einer genuin japanischen Gruppe war), aus vielen Briefen und Schilderungen japanischer Freunde merke ich aber wie sehr ich diesem Teil des gesellschaftlichen Verhaltens abgeneigt bin. Im Kollektiv zu handeln und zu leben macht mir so lange nichts aus, solange ich in bewusster Entscheidung in dasselbe eintreten kann und jederzeit wieder austreten kann, wobei dieses dann nicht mit existentiellen Folgen verbunden sein darf. In Japan erschien und erscheint mir vieles vorgegeben, ein Leben in Pfadabhängigkeiten, mit wenig Verständnis für Individualismus und alternative Lebensentwürfe.

Eine andere Sache bleibt auch heute noch: mir fällt es schwer über die Zeit zu reden. Eine prägende Erfahrung, die bleibt und die ich bis heute sehr gut nachfühlen kann ist die des Alleinseins. Ich habe sie nicht als positiv erlebt, ganz im Gegenteil, wollte sie eigentlich auch vorsätzlich ändern. Das aber zu kommunizieren - nein, so offen bin ich dann doch nicht veranlagt.

Ich schwanke zwischen meinem Anrecht auf Alleinsein und der Sehnsucht nach Geborgenheit, und im Oszillieren finde ich mich dann irgendwo. Insofern war Japan ein Klimax meines ganz eigenen, persönlichen Konfliktes.

Quellen:

Mein Reise-Tagebuch

Pohl, M./Mayer, J.H., Länderbericht Japan, Bonn 1998

Miller, Roy A., The Japanese Language, Chicago